

Die widrigen Druckverhältnisse bedingen, daß der DAIMON vorläufig in Abständen von zwei Monaten erscheinen muß. Seine Ausgabe in MONATLICHER Folge wird unmittelbar, nachdem die technischen Hindernisse aufhören, einsetzen. Es werden jedoch, unabhängig von den zweimonatlichen Heften, DAIMON-FLUGBLÄTTER kleineren Umfanges herausgegeben werden.

Einem jeden Hefte des DAIMON wird in Hinkunft eine Beilage, betitelt „DIE ZEIT IM DAIMON“, beigeheftet sein, in der aktuelle geistespolitische Fragen zur Erörterung gelangen werden. ::::

Für die im DAIMON veröffentlichten Beiträge sind die Autoren verantwortlich.

Die Einsendung von Manuskripten möge ein jeder unterlassen, den lediglich der Einfall oder die Freude am Spiele mit dem Worte und Gedanken zum Schreiben führte! ::::

Nicht verlangte Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn ihnen ein Rückporto beiliegt.

Übersetzungen möge tunlichst immer das Original beigefügt werden, da sich die Redaktion vorbehält, das Original mit abzu drucken.

DAIMON

EINE MONATSSCHRIFT

HERAUSGEBER
JAKOB MORENO LEVY
REDAKTEUR
E. A. RHEINHARDT

MIT BEITRÄGEN VON:

OTOKAR BRÉZINA, MAX BROD,
GÜTERSLOH, FRANCIS JAMMES,
PAUL KORNFELD, JAK. MORENO
LEVY, E. A. RHEINHARDT,
FRIEDRICH SCHNACK, JAKOB
WASSERMANN, ERNST WEISS,
FRANZ WERFEL UND ALFRED
WOLFENSTEIN

PROLOG

FEBRUAR 1918

DAIMON-SCHRIFTEN
VERIAG BRÜDER SUSCHITZKY, WIEN.

fiktive Jude, als Individuum anonym, als Träger einer Weltanschauung und stiller Bildner noch chaotischer Kräfte von weitreichendem Einfluß, berufen ist, dabei eine entscheidende Rolle zu spielen.

F R A N C I S J A M M E S

BETRACHTUNG ÜBER DIE DINGE

(BERECHTIGTE ÜBERTRAGUNG VON E. A. RHEINHARDT.)

Ich trete in ein großes Viereck sich bewegenden Schattens ein. Ein Mann sitzt hier und klopft beim Licht einer bunten Kerze Nägel in eine Schuhsohle. Zwei Kinder strecken die Hände gegen den Herd aus. Eine Amsel schläft in dem Rohrkäfige. Das Wasser brodelt im irdenen rauchschwarzen Topfe, aus dem ein Geruch von ranziger Suppe steigt und sich mit dem nach Gerberlohe und Leder mengt. Ein Hund sitzt vor dem Herde und starrt in die Glut. Diese Wesen und Dinge tragen in all ihrer Armseligkeit eine solche Sanftmut in sich, daß ich mich gar nicht frage, ob ihr Dasein eine anderen Sinn habe als eben diese Sanftmut, noch, ob ich mir ihre Dürftigkeit mit irgendeiner Schönheit schmücken solle. Hier wacht der Gott der Armen, der schlichte Gott, an den ich glaube. Er, der aus einen Körnlein eine Aehre werden läßt, der das Wasser vom Lande scheidet, das Land von der Luft, die Luft vom Feuer und das Feuer von der Nacht; der die Leiber beseelt, der das Laub macht, Blatt um Blatt, wie wir es nie werden machen können, wovon wir aber unser Vertrauen setzen wie in die Arbeit eines vorzüglichen Arbeiters.

Ohne Sehnsucht nach Menschenwissen denke ich nach; und so kann es geschehen, daß Gott sich mir offenbart. In der Hütte des Schuhflickers öffnen sich mir die Augen so einfach wie dem Hunde, der da sitzt. Und nun sehe ich, sehe in Wahrheit, was wenige sehen werden: das Bewußtsein der Dinge; zum Beispiele die Opferwilligkeit dieses rauchenden Lichtes, ohne das der Hammer des Arbeiters kein Brot schaffen könnte.

Fast alle unsere Zeit nahen wir uns leichfertiger den Dingen, die doch gleich uns leiden und glücklich sind. Wenn ich eine kranke Aehre unter den Gesunden erblicke, wenn ich die fahlen Flecken an ihren Körnern gesehen habe, dann schaue ich sehr klar den Schmerz dieses Dings. Und in mir selber fühle ich das Leiden der Pflanzenzellen wieder. Ich verstehe, wie schwer sie es haben, auf dem Fleck, der ihnen zugewiesen ist, zu wachsen, ohne einander zu erdrücken, und mich erfaßt heiß der Wunsch, mein Taschentuch zu zerreißen und daraus einen Verband für die kranke

Aehre zu machen. Dann denke ich freilich, daß das kein rechtes Heilmittel für eine bloße Kornähre sei und daß eine solche Behandlung in den Augen der Menschen, denen ich schon sonderbar genug vorkomme mit meinen Fürsorgen für einen Vogel oder eine Grille, eine arge Narretei sein müßte. Doch von dem Leiden dieser Körner habe ich Gewißheit, denn ich fühle es mit. Eine schöne Rose wiederum flößt mir ihre Lebensfreude ein. Ich fühle, wie glücklich sie an ihrem Stiele ist. Wenn jemand einfach die Worte „Es ist schade, sie zu brechen!“ ausspricht, bekennt er damit, daß er das Glück der Blume mitempfindet und daß er es ihr bewahren will.

Ich erinnere mich noch ganz genau, wie sich mir zum erstenmale das Leiden eines Dings geoffenbart hat. Ich war drei Jahre alt. In meinen Heimatdörfe fiel ein kleiner Junge beim Spielen auf einen Glasscherben und starb an seiner Wunde. Wenige Tage später kam ich in das Haus, in dem das Kind gewohnt hatte. Seine Mutter weinte in der Küche. Auf dem Kamine lag ein armseliges kleines Spielzeug. Ich sehe deutlich vor mir, daß es ein kleines Pferd aus Zinn oder Blei, vor ein Blechfäßchen auf Rädern gespannt, war. Die Mutter sagte mir: „Dieser Wagen hat meinem armen kleinen Louis gehört, der tot ist. Soll ich dir ihn schenken?“ Da ging eine Flut von Zärtlichkeit über mein Herz. Ich fühlte, daß dieses Ding seinen Freund, seinen Herrn nicht mehr hatte und daß es daran litt. Ich nahm das Spielzeug und empfand solches Mitleid mit ihm, daß ich schluchzte, während ich es nachhause trug. Ich weiß es noch ganz bestimmt, daß ich weder ein Gefühl für den Tod des kleinen Jungen noch für die Verzweiflung der Mutter hatte, wozu ich wohl noch zu jung war. Ich hatte nur Mitleid mit dem bleiernen Tiere, das mir dort auf dem Kamine ganz verzweifelt erschien und für immer ausgeschlossen aus dem Leben, da es den verloren hatte, den es liebte. Ich erinnere mich an all das, als ob es gestern geschehen wäre, und kann als sicher behaupten, daß der Wunsch, das Spielzeug zu besitzen, um mich damit zu vergnügen, mir gar nicht gekommen ist. Das ist gewiß wahr, denn ich habe, als ich weinend heimkam, das Pferd mit dem kleinen Fasse meiner Mutter gegeben, die übrigens das Ganze vergessen hat.

Die Gewißheit von der Beseeltheit der Dinge lebt in den Kindern, den Tieren und den schlichten Herzen. Ich habe erlebt, daß Kinder ein rohes Stück Holz oder einen Stein so sehr mit allen Eigenschaften lebender Wesen begabt glaubten, daß sie ihnen eine Handvoll Gras brachten, und dann, nachdem ich das Gras heimlich weggenommen hatte, nicht daran zweifelten, daß das Holz oder der Stein das Gras aufgegessen hätten. Die Tiere machen keinen Unterschied in dem, was ihnen geschieht. Ich habe Katzen gesehen, die lange Zeit hindurch etwas, das ihnen zu heiß gewesen war, zerkratzten. Das spricht dafür, daß die

Tiere eine Vorstellung von Kampf gegen Dinge haben und für sie die Möglichkeit sehen, nachzugeben — und vielleicht auch zu sterben.

Ich meine, daß nur die Erziehung durch eine falsche Eitelkeit es mit sich bringt, daß der Mensch sich solch eines Glaubens beraubt. Für mich unterscheidet sich die Handlung des Kindes, das einem Stück Holz zu essen gibt, gar nicht von gewissen Opferbräuchen der Urreligionen. Und schließlich bedeutet der Glaube, daß Bäume, die an dem Tage, an dem Kinder geboren wurden, gepflanzt worden sind, siechen und vertrocknen, wenn die Kinder kränkeln und sterben, nichts anderes, als daß man Bäumen ein tieferes Verbundensein mit uns als mit dem Leben zuschreibt. Ich habe leidende Dinge gekannt und ich weiß von solchen, die an ihrem Leiden gestorben sind. Das traurige Kleiderwerk, das von unseren Abgeschiedenen zurückbleibt, verfällt rasch. Oftmals hat es die Krankheiten, an denen die litten, die es getragen haben; denn es hat seine Sympathien. Ich habe häufig Gegenstände in ihrem Zugrundegehen betrachtet. Ihre Auflösung gleicht völlig der unsern. Auch sie haben ihren Knochenfraß, ihre Geschwülste und ihre Wahnsinne. Ein wurmzerrissenes Möbelstück, ein Gewehr mit gebrochenem Verschlusse, eine Lade, die sich wirft, eine Geige, die ihre Stimme verloren hat, sehe ich an Krankheiten leiden, vor denen ich erschüttert stehe.

Warum sollen wir glauben, daß nur wir Dinge lieb haben können und den Dingen die Liebe zu uns absprechen? Wer bürgt denn dafür, daß die Dinge der Liebe nicht fähig sind, wer zeugt dafür, daß sie kein Bewußtsein haben?

Hatte der Bildhauer nicht recht, der sich mit einem Klumpen Ton in den Händen begraben ließ, von jenem Ton, der seinen Träumen so gehorsam gewesen war? Dieser Ton hatte ihm doch immer die Aufopferung eines guten Dieners, wie wir sie am meisten bewundern, bewiesen: sich schweigend darzubringen, ohne etwas dafür zu erwarten, hingegeben gläubig. Voll Glanz und Erhabenheit ist ein solches Ding, das dem Menschen also dient, wie der Mensch Gott dient. Jener Künstler wußte nicht mehr als sein Ton davon, welchem Geheiß er untertan war. Von dem Augenblicke an, da sie beide die gleiche Erleuchtung empfangen hatten, glaube ich auf gleiche Weise an ihr Bewußtsein und liebe sie beide mit derselben Liebe.

Unendlich ist die Traurigkeit in den Dingen, die keinem Gebrauche mehr dienen. Auf dem Dachboden dieses Hauses, dessen Bewohner ich nicht gekannt habe, liegt das Kleid eines kleinen Mädchens und eine Puppe, der Verzweiflung verfallen. Vor der jahrealten Einsamkeit der Dinge hier fühle ich die Gewißheit, daß der eisenbeschlagene Stock dort, der einst fest in die Erde der grünen Hügel gebissen hat, ebenso glücklich wäre, wenn er noch einmal

die kühle Frische von Moos empfinden dürfte, wie der Sommerhut, der nun trüb erleuchtet vom armen Lichte einer Dachluke daliegt, wenn er noch einmal einen Sommerhimmel sehen dürfte. Die Dinge aber, die wir liebevoll bewahren, erhalten uns ihre Dankbarkeit und sind immer bereit, uns ihre Seele darzubringen, auf daß sie sich an uns verjüngen. Sie sind wie die Rosen im sandigen Grunde, die unendlich erblühen, wenn nur ein wenig Wasser sie der Azure ihrer verlorenen Brunnen gemahnt.

In meinem bescheidenen Wohnzimmer habe ich einen Kindersessel stehen. Auf ihm saß mein Vater und spielte, da er in seinem siebenten Jahre die Ueberfahrt von Guadeloupe nach Frankreich machte. Er erinnerte sich noch gut daran, wie er auf ihm im Schiffsalon saß und die Bilder ansah, die ihm der Kapitän geliehen hatte. Das Holz von jenen Inseln muß sehr fest sein, denn es hat den Spielen eines kleinen Jungen standgehalten. Dieses kleine Möbelstück, das in meinem Wohnzimmer seinen Hafen gefunden hat, schlief hier lange fast vergessen. In langen Jahren hat es seine Seele nicht geoffenbart, denn das Kind, dem es gedient hatte, gab es nun nicht mehr und andere Kinder kamen nicht, um sich wie Vögel daraufzusetzen. Doch neuerdings ist das Haus fröhlich geworden; meine kleine Nichte ist da, die eben sieben Jahre alt wurde. Sie hat sich auf meinem Arbeitstische eines alten botanischen Atlas bemächtigt. Und da ich in das Wohnzimmer komme, finde ich sie im Lampenlicht auf dem kleinen Sessel sitzen und, wie dereinst ihr seliger Großvater, die schönen, sanften Bilder anschauen. Da sagte ich mir, daß einzig dieses kleine Mädchen den Sessel habe neu beleben können und daß seine dienensfrohe Seele sachte das arglose Kind dazu gelockt habe. Zwischen dem Kinde und dem Dinge war ein geheimnisvolles Spiel von Anziehungskräften am Werke: das Mädchen hätte es nicht vermocht, nicht zu dem Sessel zu gehen, der einzig dadurch hatte wieder zu Leben kommen können.

Die Dinge sind sanft. Aus eigenem Antriebe tun sie niemals Böses. Sie sind die Geschwister der Geister. Sie nehmen uns in sich auf und wir bringen ihnen unsere Gedanken, die Sehnsucht nach ihnen haben, wie die Düfte nach den Blumen, zu denen sie gehören.

Der Gefangene, den keine Menschenseele trösten kommt, muß seine Zärtlichkeit zu seiner Pritsche und zu seinem irdenen Krüge tragen. Da ihm von seinesgleichen alles versagt wird, schenkt ihm sein armes Lager den Schlaf und stillt ihm sein Krug den Durst. Und selbst die nackten Mauern, die ihn doch von der ganzen Welt trennen, werden ihm lieb, weil sie zwischen ihm und seinen Peinigern stehen.

Das gezüchtigte Kind liebt den Polster, auf dem es weint. Da an einem solchen Abend alles ihm geroht und wehgetan hat, tröstet

es die schweigende Seele des Federkissens wie ein Freund, der mit seinem Schweigen dem Freunde Ruhe schenken möchte.

Doch nicht allein ihr Stummsein ist es, das uns ihre Zuneigung empfinden läßt. Sie klingen in so verschwiegenen Akkorden, mögen sie nun in dem Forste klagen, den René mit seiner gewitternden Seele erfüllt, oder mögen sie hinsingen über den See, an dem ein anderer Dichter in Betrachtungen versunken ist. Es gibt Stunden und Zeiten, in denen manche dieser Akkorde ein stärkeres Leben haben, in denen die tausend Stimmen der Dinge lauter zu hören sind. Zwei- oder dreimal in meinem Leben habe ich den Ruf dieser Geheimniswelt vernommen.

Gegen Ende August um Mitternacht nach einem sehr heißen Tage geht über die hingeknieten Dörfer ein ungewisses Raunen. Es klingt anders als das der Bäche und Quellen oder das des Windes, anders ist es als das Geräusch, mit dem die Tiere das Gras zermalmen oder das ihrer Ketten, an denen sie über den Krippen zerren, anders ist es als die Laute der unruhigen Wacht-hunde, der Vögel oder der Schiffchen an den Webstühlen. So mild sind diese Klänge dem Ohre, wie dem Auge der Schimmer der Morgenröte. Nun regt sich eine ungeheure und sanfte Welt; die Grashalme lehnen sich bis zum Morgen aneinander, unhörbar rauscht der Tau und mit jedem Sekundenschlage ändert das große Keimen völlig das Antlitz der Gefilde. Nur die Seele kann diese Seelen erfassen, den Blütenstaub in der Glückseligkeit der Blumenkronen ahnen und die Rufe und das Schweigen vernehmen, darin das göttliche Unbekannte sich vollzieht. Es ist so, als ob man sich mit einemale in einem völlig fremden Lande befände und hier von der sehnsüchtigen Schwermut der Sprache zart ergriffen würde, ohne doch genau zu verstehen, was sie ausdrückt.

Aber ich kann doch tiefer in den Sinn des Raunens der Dinge eindringen als in den einer Menschensprache, die mir unbekannt ist. Ich fühle, daß ich verstehe und daß es dazu gar keiner großen Anstrengung bedarf. Vielleicht ist mein Dichten manchmal so weit, den Willen dieser verborgenen Seelen zu übersetzen und einige ihrer Lebensäußerungen auf eine faßliche Art aufzuzeichnen. Ich verstehe es schon, diesem unbestimmten Raunen innerlich Antwort zu geben, wie ich es verstehe, mit Schweigen verständlich die Frage einer Freundin zu beantworten.

Aber diese Sprache der Dinge ist nicht völlig und einzig mit dem Ohre vernehmbar. Sie bedient sich anderer Zeichen, die blaß über unsere Seele hinhuschen, die sich allzuschwach noch einprägen, die aber vielleicht deutlicher wiederkommen werden, wenn wir bereiter sind, Gott in uns aufzunehmen.

Es gibt Dinge, die mich in den wehevollsten Umständen meines Lebens getröstet haben. Etliche unter ihnen zogen in solchen Zeiten auf sonderbare Art meine Blicke auf sich. Und ich, der

ich mich nie vor den Menschen beugen konnte, habe mich demütig diesen Dingen hingegeben. Da brach ein Strahlen aus ihnen — doch nicht nur aus den Erinnerungen, die mich mit ihnen verknüpften — und durchdrang mich wie Schauer der Freundschaft.

Ich fühlte sie und fühle sie rings um mich leben, leben in meinem verborgenen Reiche, und ich bin ihnen verantwortlich wie einem älteren Bruder. Im Augenblicke, da ich dies schreibe, empfinde ich, daß voll Liebe und Vertrauen die Seelen dieser göttlichen Schwestern auf mir ruhen. Der Sessel da, der Schrank, die Feder, sie sind mit mir. Ich glaube an sie über alle Systeme hinaus, über alles Verstehen und jede Deutung hinaus glaube ich an sie. Sie geben mir eine Ueberzeugung, wie kein Genie sie mir geben könnte. Jedes System wird eitel sein und alle Deutung Irrtum in dem Augenblicke, in dem ich in meiner Seele die Gewißheit dieser Seelen leben fühle.

Als ich bei dem Schuhflicker eintrat, habe ich mich, mit den Kindern und dem Hunde beim Herde sitzend, unvermittelt aufgenommen gefühlt und habe meine Seele den tausend unbekannt Stimmen der Dinge aufgetan. In dieser andächtigen Besinnung wurde aus dem Niederfall einer halbverwelkten Ranke, aus dem Knirschen des Schürhakens, aus dem Schlage des Hammers und dem Flackern der Kerze, wurde aus dem schwarzen geblähten Flecke, als den ich die eingeschlafene Amsel sah, und aus dem Auf- und Niedergehen des Deckels auf dem Kochtopfe eine geheiligte Sprache, die meinem Lauschen verständlicher war als die Rede der meisten Menschen. Diese Laute und Farben waren nichts anderes als die Gebärden der Gegenstände, deren sie sich als Ausdrucksweise bedienen, wie wir der Stimme und der Blicke. Brüderlich fühlte ich mich diesen demütigen Dingen verbunden. Und ich erkannte, wie armselig es ist, die Reiche der Natur voneinander zu scheiden, da es doch nur das eine Reich Gottes gibt.

Wie darf man behaupten, daß die Dinge uns niemals Zeichen ihrer Zuneigung geben? Rostet nicht das Werkzeug, dessen sich die Hand des Arbeiters nicht mehr bedient, ebenso wie der Mann, der das Werkzeug feiern läßt?

Ich habe einen Schmied gekannt; er war fröhlich in den Zeiten seiner Kraft und der blaue Himmel leuchtete an strahlenden Mittag in seine schwarze Schmiede. Lustig gab der Amboß seinem Hammer Antwort. Der Hammer, den der Meister vom Herzen schwang, war das Herz des Amboß. Wenn die Nacht hereinbrach, erhellte er die Schmiede mit seinem bloßen Schimmer und dem Blicke seiner Augen, die unter dem ledernen Blasebalge als Kohlenglut glommen. Eine erhabene Liebe verband die Seele dieses Mannes mit der Seele seiner Dinge. Wenn er sich an den

heiligen Tagen zur Andacht sammelte, betete die Schmiede, die er schon am Abend vorher gesäubert hatte, schweigend mit ihm. Dieser Schmied war mein Freund. Oft stand ich an der schwarzen Schwelle und rief ihm eine Frage zu — und die ganze Schmiede gab mir Antwort. Die Funken lachten über die Kohlen hin und metallenen klingende Silben wurden zu einer tiefen und geheimnisvollen Sprache, die mich ergriff wie Worte von Pflicht. Hier widerfuhr mir fast das gleiche wie bei dem armen Flickschuster. Eines Tages wurde der Schmied krank. Sein Atem ging kurz; wenn er jetzt an der Kette des Blasebalges, der vordem so stark war, zog, merkte ich deutlich, daß dieser keuchte und allmählich auch von der Krankheit seines Herrn befallen wurde. Sprungweise und ungleich ging nun das Herz des Mannes; und auch der Hammer, den er über dem Amboß schwang, fiel verstört auf das Eisen nieder. Und im gleichen Maße, wie das Licht im Menschenauge abnahm, leuchtete auch das Feuer in der Esse weniger und weniger. Abends flackerte es dann noch weiter und an den Wänden und der Decke erblich lange das Zucken seines Vergehens. Eines Tages fühlte der Schmied bei der Arbeit seine Hände und Füße kalt werden und am Abende starb er.

Ich betrat die Schmiede; sie war kalt wie ein Körper ohne Leben. Ein bißchen Glut nur fand ich im Kamine als eine armselige Totenwache neben dem Sterbebette glimmen, an dem zwei Frauen beteten.

Drei Monate später kam ich wieder in die verlassene Werkstätte, um an der Schätzung ihrer geringen Einrichtung teilzunehmen. Alles war feucht und schwarz wie in einem Grabe. Das Leder des Blasebalgs war angefault und löchrig geworden und löste sich, da jemand an der Kette ziehen wollte, von seinem Holzrahmen los. Die einfachen Leute, die mit mir die Schätzung vornahmen, erklärten: „Der Amboß und der Hammer haben ausgedient. Sie haben mit ihrem Meister zu leben aufgehört.“

Ich stand erschüttert. Denn ich hörte den geheimen Sinn dieser Worte.

F R A N Z W E R F E L

K N A B E N T A G

EIN FRAGMENT.

I.

Von der Terrasse herab klang das ungeheure Geräusch der Erwachsenen: Gläserklirren. Aufbruch von der zerstörten Tafel, tiefes Gelächter, satt schaukelnde Schritte! Wir Kinder standen unten im Garten durcheinander.

„Was werden wir für ihn machen?“ fragte Franz.

„Theater“, sagte der Bruder von Peter.

Peter sollte morgen mit dem Mittagszug auf das Gut kommen, wo seine Familie und wir Gäste diesen Sommer zubrachten. Es hieß, er wäre eben in der ersten Gymnasialklasse durchgefallen. Sein Vater war in die Stadt gefahren, um ihn abzuholen.

Auch ich war elf Jahre alt, also nicht jünger als Peter. Mein Schuljahr hatte ich mit wenig Glück beendet, doch war ich in die höhere Klasse versetzt worden.

Der Theatervorschlag fand nicht viel Beifall. Viele lachten Karl aus. Auch Mädchen waren unter uns, wurden aber nicht sehr beachtet. Karl war dunkel und sehr klein, trug das Haar über ein breites Gesicht gescheitelt, das er oft in Falten zog. Man fand ihn, wenn er allein war, meist vor einem Spiegel, vor dem er grimassierte. Aus jedem bunten Tuch, das ihm in die Hand fiel, machte er einen Turban oder sonst einen Putz, den er anlegte und ekstatisch zurückgebogen schritt er so in jeden Spiegel hinein. Eines Abends hatte er das ganze Haus erschreckt. Nachdem schon alles beim Schlafengehen war, hörte man einen großen Lärm; die meisten fuhren aus ihren Zimmern. Karl stürzte mit aufgerissenem Hemd, einen brennenden Kerzenleuchter in der Hand, ein unnatürliches Gebrüll ausstoßend, über die große Treppe. Man konnte ihn kaum zur Besinnung bringen. Er war im letzten Winter öfter im Theater gewesen, auch bei den Räubern. Vor seiner theatralischen Zeit hatte er jeden Tisch mit Tischtüchern drapiert, so viel Kerzen als aufzutreiben waren, daraufgestellt und angezündet und stundenlang den monotonen Gesang des Priesters nachgeahmt. Als er älter wurde, war ihm dieses Spiel verboten worden.

Die meisten von uns fanden ihn lächerlich, er kümmerte sich um keinen. Mit mir nur, um den sich die anderen wiederum wenig bekümmerten, war er viel beisammen.

Es wurden noch viele andere Pläne gemacht, wie man die Ankunft Peters am besten feiern sollte. Ein Praktiker riet dazu, aus einer Zigarrenkiste einen photographischen Apparat zu fertigen, ein Leser von G. Schwabs Sagen des klassischen Altertums wollte, wir möchten alle in Rüstung und Schwert den Kampf der Trojaner mit den Griechen aufführen. Die Terrasse konnte wunderbar die Mauer von Troja vorstellen.

Man einigte sich schließlich auf ein Gartenfest. Alles stürmte nun in den Saal der Erwachsenen, wir baten uns Kupfer und Nickel aus, Lampions und Laternen wurden aus verschiedenen Verstecken herbeigeholt, einige steckten die Köpfe zusammen, berieten, wie gegen den Willen der Eltern Feuerwerk zu beschaffen sei; es war Springen in uns und Laufen und wildes, sinnloses Atmen.

Ich lief zum Kaufmann im Dorf, denn ich hatte den Auftrag bekommen, sehr viel Bindfaden zu kaufen. Ich trat in den Laden ein und bat, nachdem ich die Arme nach beiden Seiten streckte,